

Von der Immanenz zur Transzendenz der Dinge

Ein Exponat des »Peace Memorial Museum« in Hiroshima und seine symbolische Bedeutung

Thomas Martin Buck

1. Einleitung

Im Ausschreibungstext der Tagung »Historisches Lernen und materielle Kultur«, die vom 13.–14. Juni 2019 an der Kieler Förde stattfand und von Sebastian Barsch und Jörg van Norden durchgeführt, organisiert und moderiert wurde¹, hieß es verheißungsvoll, die Bedeutung von Objekten für menschliche Gesellschaften würde derzeit neu verhandelt. Der methodische Ansatz des »material turn« versuche, in der Geschichtswissenschaft Objekte und Menschen analytisch wieder stärker zusammenzudenken. Dinge seien nicht nur »Dinge«, sondern »Spuren«, die geschichtliches Leben fragmentarisch, aber zeichenhaft für die zeitgenössische Gegenwart erschließen.

Ich will diesem methodischen Ansatz im Rahmen dieser Studie, die auf einen im Rahmen der oben genannten Tagung gehaltenen Vortrag zurückgeht, an einem besonderen historischen Gegenstand nachzugehen versuchen, dem ich im Sommer 2018 in der japanischen Stadt Hiroshima »begegnet« bin. Vorausschicken möchte ich jedoch einige wenige, meines Erachtens wichtige epistemologische Vorbemerkungen zur Konstitution eines »Gegenstandes«.

2. Epistemologische Vorbemerkungen

Nach Immanuel Kants »Kritik der reinen Vernunft« beruhen alle Anschauungen auf sog. »Affektionen«, also auf dem »Affiziertwerden« durch die Sinne, wie er in seiner »Transzendentalen Ästhetik« sagt.² Gegenstände sind also nicht einfach »da«,

¹ Historisches Lernen und Materielle Kultur, 13. Juni 2019 – 14. Juni 2019 Kiel. In: H-Soz-Kult, 12. Mai 2019, www.hsozkult.de/event/id/termine-40268 (aufgerufen am 29.1.20).

² Vgl. Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft. Nach der ersten und zweiten Original-Ausgabe neu hg. von Raymund Schmidt. Hamburg 1956, S. 63.

sondern werden als Gegenstände durch uns aufgrund von Affektionen konstituiert. Sie sind Produkte unseres Geistes. Dinge strahlen mithin Sinnesdaten aus, lösen Empfindungen aus, wirken nach und auf uns Menschen ein. Dinge existieren also, sofern wir sie wahrnehmen, nicht unabhängig von uns und unserem Erkenntnisinteresse. Sie werden vielmehr durch uns Menschen als bestimmte »Gegenstände« gefasst, erkannt, verbalisiert. Verfügen Sie selbst auch über keine Verbalcodes, so wirken sie doch auf uns ein, tangieren, berühren, »affizieren« uns. All das ist zunächst noch vorhistorisch, vorrational, vorsprachlich, vornarrativ.³

Im Beitrag von Annemarie Hürlimann zum Umgang mit Dingwelten in der aktuellen historischen Ausstellungspraxis von 2006 ist zur Beschreibung dieses Zustandes von »Anmutungsqualität« die Rede.⁴ Dasselbe gilt für den von Walter Benjamin aufgerufenen »Aura«-Begriff, der in diesem Zusammenhang gern bemüht wird.⁵ Keiner weiß wissenschaftlich exakt, was eine »Aura« ist, aber jeder verwendet den Begriff, um das Besondere einer konkreten und singulären Ding-Mensch-Konstellation in einer bestimmten Situation zu kennzeichnen.

Ungeachtet dessen lassen uns die meisten Dinge, die uns in unserem Alltag umgeben, doch eher kalt. Es sind Gebrauchsdinge. Von ihnen geht kein Zauber aus. Sie sind für uns Gegen-Stände, also Objekte, oder, wie das der französische Philosoph und Mathematiker René Descartes 1641/42 in den »Meditationes de prima philosophia« formuliert hatte, *res extensa*.⁶ Sie stehen uns als *res cogitans* gegenüber. Das gilt in besonderer Weise für Museumsexponate, die, um vollständig verstanden werden zu können, kontextualisiert, also in einen Zusammenhang eingeordnet werden müssen.

Doch manchmal kommt es anders. Die Subjekt-Objekt-Relation gerät in Bewegung, der Subjekt-Objekt-Gegensatz der modernen Erkenntnistheorie wird überwunden, es findet ein »Crossover« statt. Das Ding bewegt sich gewissermaßen auf uns zu. Es »affiziert« uns. Es will uns etwas »sagen«, infiltriert uns und stößt entsprechende Denk- und Reflexionsprozesse an. Es kommt zu einer unerklärbaren

3 Kant spricht von »transzendentaler Ästhetik« und meint damit eine »transzendentale Sinneslehre«.

4 Vgl. Annemarie Hürlimann: Zum Umgang mit Dingwelten in der aktuellen Ausstellungspraxis. Ein Plädoyer für die Schaulust, den geduldigen Blick und die Phantasie. In: Olaf Hartung (Hg.): Museum und Geschichtskultur. Ästhetik – Politik – Wissenschaft. Bielefeld 2006, S. 60–71. Siehe auch Thorsten Heese: Agenda »Museum 2020«. Brauchen Museen künftig noch Objekte? Ja, unbedingt! In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 68 (2017), S. 5–25, hier S. 17.

5 Vgl. Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, deutsche Fassung 1939. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Band I. Frankfurt a.M. 1972, S. 471–508.

6 René Descartes: Meditationes de prima philosophia. Meditationen über die Grundlagen der Philosophie. Auf Grund der Ausgaben von Arthur Buchenau neu hg. von Lüder Gäbe. Durchgesehen von Hans Günter Zekl. Hamburg 1959, S. 34f. (Meditatio I).

Koinzidenz. Objekt- und Subjektebene verfließen. Etwas von außen dringt ins hermetische Innere unserer Person ein.

Der Dichter Rainer Maria Rilke (1875-1926) hat dies in seinem 1903 entstandenen Panther-Gedicht, das traditionell als »Dinggedicht« klassifiziert wird, auszudrücken versucht: »Doch manchmal schiebt der Vorhang der Pupille sich lautlos auf. Dann geht ein Bild hinein, geht durch der Glieder angespannte Stille [...].« Die »Welt der Stäbe« ist eine geschlossene Welt, in die nur noch selten etwas von außen eindringt. Diesen Augenblick des Eindringens im »Jardin des Plantes« in Paris beschreibt Rilke.

Das »Ding« wird damit zu einer »Spur«, die in eine andere Welt, in eine fremde Vergangenheit führt. Voraussetzung hierfür ist das, was Kant die sinnliche Berührung oder Affektion genannt hat. Es gibt mithin Dinge, die nicht bei sich bleiben, sondern sich selbst transzendentieren, uns gewissermaßen ansprechen und damit einen Diskurs bzw. eine Narratio generieren. Ob man im Sinne der Akteur-Netzwerk-Theorie in diesem konkreten Fall von »agency« sprechen kann, lasse ich offen. Es findet jedenfalls – im weiten Sinne – ein »Dialog« zwischen Subjekt und Objekt statt.

3. Ein Exponat des »Peace Memorial Museum« in Hiroshima

Ich will diesen für Historikerinnen und Historiker erstaunlichen Vorgang, nämlich dass Dinge gewissermaßen zu »Aktantien« werden, an einem besonderen Museumsexponat verdeutlichen, dem ich am 6. August 2018 im »Peace Memorial Museum« in Hiroshima zufällig »begegnet« bin. Das Museum ist bekanntlich der Erinnerung an den Abwurf der ersten militärisch eingesetzten Atombombe gewidmet.

Stefanie Schäfer hat dem Museum 2018 eine ausführliche Dissertation gewidmet.⁷ Im Museum kann man neben vielem anderen die Rekonstruktion der Situation kurz vor dem Abwurf der Bombe sehen. Auf dem Gelände des Friedensparks werden darüber hinaus – vor allem am Jahrestag des Abwurfs – verschiedene Formen des Gedenkens an die nukleare Katastrophe praktiziert. Es finden sich eine Flamme des Friedens, ein steinernes Kenotaph mit den Namen der Opfer und das Museum selbst. Die einstige Industrie- und Handelskammer (heute A-Bombe-Dome) wurde – ähnlich wie die Gedächtniskirche in Berlin – als Mahnmal so belassen, wie sie nach dem Abwurf war.

Bei dem von mir ausgewählten Gegenstand (Abb. 1) handelt es sich um eine meines Erachtens exzeptionelle Sachquelle. Die Quelle dokumentiert nämlich einen Vorgang von universalhistorischer Bedeutung: den Abwurf der ersten mili-

⁷ Stefanie Schäfer: Das Atombombenmuseum Hiroshima. Erinnern jenseits der Nation (1945-1975). Bielefeld 2018.

tärisch eingesetzten Atombombe und damit den Beginn des nuklearen Zeitalters, mithin einen Vorgang, der mit Worten, mit Sprache, mit Vernunft, mit Rationalität kaum zureichend fassbar wird.

Abb. 1: Dreirad des dreijährigen japanischen Jungen Shinichi Tetsutani im »Peace Memorial Museum« in Hiroshima, der am 6.8.1945 an den Folgen der Atombombe verstarb



Photographie: Thomas Martin Buck

Daher wende ich mich dem materiellen historischen Überrest, dem Ding, dem Artefakt zu, das gewissermaßen für sich selbst »spricht«. Der eingangs verwendete Begriff »Begegnung« ist hier allerdings in einem weiten und tiefen Sinn zu verstehen, zum einen, weil die Begegnung zufällig am Jahrestag des Atombombenabwurfs, am 6. August 2018, stattfand, und zum anderen, weil der Begriff eigentlich für Subjekt-Subjekt-Beziehungen und nicht für Subjekt-Objekt-Beziehungen reserviert ist. Einen Gegen-Stand, ein Objekt, nimmt man wahr, man begegnet ihm nicht, wie man einem Menschen, einer Person, begegnet. Dennoch würde ich insistieren und in diesem Fall von einer »Begegnung« sprechen wollen. Denn hier ging, wie mir schien, die Begegnung von einem Ding aus, das mich »affizierte«, mich unmittelbar »ansprach«, weil der Mensch, der es besaß, nicht mehr zu mir sprechen konnte.

Der Museumsgegenstand kündete von einer Vergangenheit, über die derjenige, der sie erlebt und erlitten hatte, nicht mehr zu sprechen vermochte. Und doch war es sein Gegenstand, sein Dreirad, sein Spielzeug, auf dem er als dreijähriger

Junge zufällig saß, als 200 Meter über ihm die erste in der Menschheitsgeschichte eingesetzte Atombombe explodierte.

Ich will in meiner Studie nun 1.) darüber nachdenken, warum man trotzdem von einer »Begegnung« sprechen kann, 2.) worin die symbolische Bedeutung und die historische Relevanz des Exponats zu sehen ist und 3.) was wir aus einem solchen unscheinbaren Gegenstand über den Umgang mit Geschichte lernen können.

4. Shin's Tricycle

Die »Quelle« wird damit nicht zum selbstständigen »Akteur«, wie die Akteur-Netzwerk-Theorie postuliert.⁸ Das kann sie nicht werden, da sie kein Subjekt ist und über keine Intentionalität verfügt. Aber sie wird für uns doch zum Reflexionsanlass, um etwas grundsätzlicher über das Verhältnis von Mensch und Universalgeschichte nachzudenken. Die erste Frage, auf die ich im Rahmen dieser Studie eine Antwort geben will, lautet deshalb: Warum kann man trotzdem von einer Begegnung sprechen?

Die Antwort ist ganz einfach. Das Spielzeug, das Dreirad, ist als Ding, als kindliches Alltagsgerät, historisch irrelevant. Niemand von uns käme auf die Idee, die Dreiräder unserer Kindheit in ein historisches Museum zu stellen, obwohl es natürlich Spielzeugmuseen mit historischer Aussagekraft gibt. Das Dreirad steht nicht im Friedensmuseum in Hiroshima, weil es ein beliebiges Kinderdreirad ist, sondern weil der Mensch, der es um 8:15 Uhr Ortszeit am 6. August 1945 fuhr, eines von vielen Opfern der ersten militärisch eingesetzten Atombombe wurde.

Das Exponat hat stellvertretende, es hat repräsentative Funktion. Es steht für etwas anderes, das nicht mehr »da« ist. Wir sehen, wenn wir es betrachten, nicht den Gegenstand, sondern den Menschen und das Schicksal, das er erlitten hat. Hinzu kommt, dass es sich um das Spielzeug eines unbeteiligten bzw. unschuldigen Kindes handelt, was natürlich sofort die nicht mehr ausschließlich historische Frage aufwirft, warum dieses Kind dieses schreckliche Schicksal hat erleiden müssen.

Ich bin im Friedensmuseum also nicht nur einem »Ding«, sondern über das Ding einem Menschen begegnet. Das Dreirad steht für bzw. re-präsentiert (im Sinne von »vergegenwärtigen«) ein individuelles menschliches Leben, das ausgelöscht wurde und heute nur noch über das Museumsexponat zu mir sprechen, mit mir interagieren kann.

Meine zweite Frage lautet: Worin liegen die symbolische Bedeutung und die historische Relevanz des Museumsexponats? In Hiroshima gibt es nicht nur ein

⁸ Vgl. Andréa Belliger/David J. Krieger (Hg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld 2006.

Kenotaph, ein Mahnmal für Erwachsene, sondern auch ein Friedensdenkmal der Kinder im Friedenspark.

Es wurde 1956 erbaut und erinnert an Sadako Sasaki, ein Mädchen, das erst zwei Jahre alt war, als die Atombombe über seiner Heimatstadt explodierte. Sadako Sasaki gehörte zu den sog. »hibakusha«, wie man die Überlebenden der Katastrophe in Japan nennt. Sie starb 1955 an den Spätfolgen der atomaren Verstrahlung. Sie hatte Leukämie. Shinichi Tetsutani, der Besitzer des Dreirads, starb mit schweren Verbrennungen noch am Abend des 6. August 1945. Sein Vater, Nobuo Tetsutani, bestattete ihn zusammen mit seinen beiden Schwestern in seinem Garten – mitsamt dem Dreirad.⁹

Erst als das Museum zur Erinnerung an das schreckliche Ereignis gebaut und 1955 eröffnet wurde, grub er seinen Sohn aus, bestattete ihn angemessen auf einem Friedhof und übergab das Dreirad seines Jungen dem Museum als Exponat. Das Dreirad steht insofern nicht nur für das Leid des unbeteiligten kleinen Jungen und seiner Familie, sondern auch für das Leid der japanischen Zivilbevölkerung insgesamt.

Meine dritte Frage lautet: Was können wir aus einem solchen Gegenstand über Geschichte lernen bzw. was hat die ganze Sache mit uns zu tun? Die Geschichte des japanischen Jungen macht deutlich, dass Geschichte uns einerseits etwas angeht. Sie wird erinnert, bewahrt, kulturell überformt und vielleicht sogar Teil des kollektiven Gedächtnisses. Andererseits geht sie aber auch gnadenlos über Menschen hinweg. Das wird in der Geschichtsdidaktik und im Geschichtsunterricht zu selten thematisiert.

Das heißt: Wir können das, was von Menschen an Menschen geschieht, nicht interesselos betrachten und zu unserem Alltag übergehen. Auch wenn wir scheinbar unbeteiligt sind und keine Verantwortung für das tragen, was geschehen ist, sind wir unter Umständen betroffen oder können betroffen sein. Die »große« Geschichte wirkt sich fraglos auch auf unser aller Leben aus. Wir können uns ihr nicht entziehen. Nicht selten kristallisiert sie sich in kleinen individuellen Schicksalen. Menschen sterben, Menschen werden vermisst, Menschen gehen verloren.

Wir haben uns als Historikerinnen und Historiker daran gewöhnt, dass das so ist. Es ist etwas anderes, solche Dinge in wissenschaftlichen historischen Abhandlungen nachzulesen als ihnen konkret über einen Gegenstand zu begegnen. Shinichi Tetsutani hat sich noch nicht für Geschichte interessiert. Er wollte nur Dreirad fahren (Abb. 2). Mit dem 6. August 1945 hatte er eigentlich nichts zu tun. Seine objektive Unschuld, wenn man das einmal so nennen will, hat ihm allerdings nicht geholfen.

⁹ Vgl. den Artikel in der japanischen Zeitung »The Mainichi. Japan's National Daily since 1922«: <https://mainichi.jp/english/articles/20180806/p2a/oom/ona/02000oc> (aufgerufen am 17. Juli 2019).

Abb. 2: Shinichi Tetsutani und seine Schwester vor dem 6. August 1945



Photographie: Thomas Martin Buck

Er wurde trotzdem zum Opfer politisch-historischer Zusammenhänge, die er noch gar nicht verstehen konnte und die wir heute wissenschaftlich abstrakt als »Pazifischen Krieg« abhandeln. Mit dieser historischen Einordnung verlassen wir die persönliche Ebene und sind auf einer allgemeinen »historischen« Ebene angelangt, deren Aufgabe nun darin bestünde, analytisch zu erklären, was man eigentlich nicht erklären kann, nämlich, warum der kleine Junge sterben musste, obwohl er mit all dem, was damals passierte, nicht mehr zu tun hatte, als dass er eben ein kleiner japanischer Junge war und Japan mit Amerika seit 1941 im Krieg stand.

Das heißt: Die »große« und die »kleine« Geschichte sind unaufhebbar verwoben. Sie lassen sich nicht trennen. Man müsste jetzt historisch über die jüngere japanische Geschichte, über die Öffnung Japans 1853, über die Meiji-Restauration 1868, über die Kriege gegen China und gegen Russland, über die Besetzung der Mandschurei, den Austritt aus dem Völkerbund, den japanisch-chinesischen Konflikt, das Massaker von Nanking, den Dreimächtepakt mit Deutschland und Italien, Pearl Harbor, den Kriegseintritt der USA, den Verlauf des Zweiten Weltkrieges, den Kampf um Okinawa, den Tod Roosevelts, den neuen amerikanischen Präsidenten Harry S. Truman und die Potsdamer Konferenz sprechen, um zu verstehen, wie es zum 6. August 1945 kommen konnte.

Wenn wir so denken, also explizit historisch denken, verlassen wir das konkrete Ding und seinen polysemantischen Charakter. Es verliert seine Kontur und Bedeutung. Der historische Kreis öffnet sich. Die Zusammenhänge werden klar. Es wird plötzlich erklärbar, was eigentlich unerklärbar ist. Man sieht: Es kommt auf die Perspektive an, unter der man Vergangenheit und Geschichte betrachtet. Wir wissen heute mehr, als der Junge an diesem Augustmorgen des Jahres 1945 wissen konnte. Aus der Perspektive des Historikers ist der Tod des kleinen Jungen erklärbar. Er hatte eine Vorgeschichte, er hatte eine Ursache, er gehört in einen Zusammenhang.

Ja, noch schlimmer, sein Tod ist unerheblich, da noch 200.000-300.000 andere Menschen an diesem Augustmorgen des Jahres 1945 gestorben sind. Und nicht nur das: Über der Hafenstadt Nagasaki wurde am 9. August noch eine zweite Atombombe abgeworfen – ebenfalls mit verheerenden Folgen für die Menschen, die dort lebten und wohnten.¹⁰

Diese Geschichte kann man in vielen Büchern und historischen Abhandlungen ausführlich nachlesen. Man kann sie selbstverständlich auch an der Schule und Hochschule unterrichten. Sie trägt aber eher wenig zum Verständnis unseres historischen Exponats bei. Denn es geht hier ja nicht um die möglichst rationale und wissenschaftliche Erklärung der modernen Geschichte Japans, sondern darum, wie man die Geschichte vom Abwurf der ersten Atombombe für andere – und vor allem für Kinder und Jugendliche – erklärbar, erzählbar und nachvollziehbar macht.

Dieser Perspektivenwechsel ist wichtig. Es ist ein anderer Blick, ein anderer Zugriff, eine andere Methode nötig. Denn in der Geschichte des Pazifikkrieges, wie wir sie eventuell unterrichten, spielen Shinichi Tetsutani und sein Dreirad selbstverständlich keine Rolle. Er ist ein Opfer unter vielen. Trotzdem steht sein Dreirad völlig zu Recht, wie ich meine, im »Peace Memorial Museum« in Hiroshima. Denn es erinnert uns an etwas, das wir bei unserer Arbeit an der Vergangenheit gerne

¹⁰ Auch in Nagasaki gibt es wie in Hiroshima ein Atombombenmuseum, genannt: Nagasaki National Peace Memorial Hall for the Atomic Bomb Victims. Vgl. Nagasaki. Voices of the A-Bomb Survivors, Nagasaki 2016.

ausblenden, aber nicht vergessen sollten: Menschliches Handeln, wenn es kriegerisch ist, fordert Opfer.

5. Shin's Tricycle im Geschichtsunterricht der Schule

Das heißt: Shinichi Tetsutani und sein Dreirad können im Geschichtsunterricht der Schule durchaus eine wichtige Rolle spielen. Ich wage sogar die These, das »Shin's Tricycle«, wie es in einem Kinderbuch genannt wird, als Museumsexponat einen Zugang zu einem besonders wichtigen, im deutschen und europäischen Geschichtsunterricht leider unterbelichteten Aspekt des Zweiten Weltkrieges erschließt¹¹, der uns, wollten wir ihn nur analytisch-rational erklären, wohl verschlossen und versperrt bliebe. Ich versuche, was ich meine, näher zu erklären.

Das Dreirad steht – und das ist die *erste* Ebene – als Symbol zunächst für einen bestimmten Abschnitt des menschlichen Lebens. Jeder kennt das Gefährt. Jeder hat es benutzt. Jeder ist schon einmal Dreirad gefahren. Es ist zudem ein Spielzeug, mit dem sich für jeden Menschen bestimmte Gefühle, Emotionen und Erinnerungen aus seiner Jugend verbinden.

Das heißt: Jede und jeder – und das wäre die *zweite* Ebene – hat einen unmittelbaren Zugang zu dem Gegenstand, der hier – und das unterscheidet ihn von einem gewöhnlichen, beliebigen Dreirad – als Museumsexponat allerdings zur authentischen Sachquelle wird, die stellvertretend für einen Jungen steht.

Das Dreirad steht mithin nicht als beliebiger historischer Sachüberrest im Friedensmuseum. Es steht – und das wäre die *dritte* Ebene –, wie aus den begleitenden Photographien hervorgeht, für ein Menschenleben. Das wird jedem sofort klar, wenn er das Objekt sieht. Und hieraus schöpft die Quelle ihr Sinnpotential. Das Exponat steht für einen Menschen, dessen junges Leben durch eine Bombe ausgelöscht wurde, die zynischerweise auch noch »Little Boy« hieß.

Schließlich – und das wäre die *vierte* Ebene – ist das Dreirad im übertragenen Sinne auch ein »Dingsymbol« für das Leid, das Menschen anderen Menschen antun, in der Geschichte immer wieder angetan haben und wohl auch immer wieder antun werden¹². Es braucht hier nicht viel Überlegung, um hier aus deutscher und europäischer Perspektive vergleichbare Verbrechen in unserer jüngeren und jüngsten Geschichte anzuführen.

¹¹ Vgl. zum Thema »Hiroshima lehren« den entsprechenden Abschnitt in: Florian Coulmas: Hiroshima. Geschichte und Nachgeschichte. München 2010, S. 87–98.

¹² Seltsamerweise musste ich in diesem Zusammenhang immer an den »Schüdderump« denken, eine hölzerne Totenbahre auf Rädern, die dem gleichnamigen Roman von Wilhelm Raabe aus dem Jahr 1869 seinen Titel gegeben hat. Der »Schüdderump« ist ebenfalls ein Dingssymbol, das den Leser subtil durch den ganzen Raum begleitet und den Menschen an seine Kontingenz erinnert.

Zuletzt führt uns das Dreirad – und das wäre die *fünfte* Ebene – an das narrative Ende der Geschichte. Seine physische Präsenz im Museum macht ein Geschehen fassbar, das uns andernfalls unfassbar bliebe.

Es gibt keine rationale Narration, die aus dem, was am 6. August 1945 in Hiroshima und am 9. August 1945 in Nagasaki geschah, im Nachhinein eine sinnstiftende historische Erzählung machen könnte. Der historiographische Zugriff versagt, weil er narrativ Sinn stiften will, wo es keinen gibt und keinen geben kann.

Die Dignität des Exponats liegt in seinem Zeugnischarakter, seiner Authentizität, seiner Wahrhaftigkeit, seiner repräsentativen Stellvertreterfunktion, die vor- und außerrational bleiben muss, um jene Wirkung zu erzielen, die Menschen veranlasst, über sich und ihre ebenso unentwirrbare wie unaufhebbare Verwobenheit in die Universalgeschichte nachzudenken.

Das offenkundig destruierte und geschundene Objekt steht in gewisser Hinsicht für all jene, die schuldlos aus der Geschichte verschwinden und zu namenlosen Opfern werden, ohne je wieder in irgendeinem Narrativ Erwähnung zu finden. Max Horkheimer und Theodor W. Adorno haben in der »Dialektik der Aufklärung« einmal von der Urangst des Menschen, namenlos zu werden, gesprochen¹³. Shiniichi Tetsutani wäre ohne das Dreirad als »Relikt« namenlos.

Zahlen, Daten, Fakten, wie wir sie im älteren Geschichtsunterricht haben lernen müssen, sagen uns nicht viel, ein toter Junge und sein Spielzeug aber sagen uns durchaus etwas. Nur noch ein Gegenstand, ein Dreirad, ein Relikt erinnert heute an ihn. Das Ding berührt uns, von ihm geht eine »emotional-auratische Faszination« aus¹⁴, weil es uns eine Geschichte erzählen will, die der Junge nicht mehr erzählen kann.

Die von dem Gegenstand ausgehende Kraft war in *meinem* persönlichen Fall jedenfalls so stark, dass er mich als Mediävisten veranlasst hat, mich mit einem außereuropäischen Teil der modernen Geschichte der Welt näher zu beschäftigen. Das Beispiel zeigt, dass Dinge tatsächlich »Akteure« sein können, obwohl sie es im eigentlichen Sinne des Wortes nicht sind. Es zeigt, dass Mensch und Objekt in diesem Fall zusammengedacht werden müssen.

Dass es nicht nur mir, sondern auch anderen Menschen angesichts dieses Gegenstandes so erging, zeigt das Kinderbuch »Shin's Tricycle« von Tatsuharu Koda-ma, das 1992 erstmals in japanischer, 1995 in englischer Sprache erschien.¹⁵

¹³ Vgl. Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. 16. Aufl. Frankfurt a.M. 2006, S. 37: »Die älteste Angst geht in Erfüllung, die vor dem Verlust des eignen Namens.«

¹⁴ Vgl. Heese (Anm. 4), S. 18.

¹⁵ Vgl. den Artikel »Shin's Tricycle« auf Wikipedia: https://en.wikipedia.org/wiki/Shin%27s_Tri-cycle (aufgerufen am 16.7.2019).

6. Resümee

Was ich im Rahmen dieses Beitrages leider nicht erörtern kann, weil es außerhalb des Gegenstandsbereiches liegt und zu weit führen würde, aber gleichwohl wichtig wäre, ist die wissenschaftlich viel behandelte Frage, ob der Abwurf der Bombe militärisch überhaupt notwendig war. Denn wenn der Abwurf militärisch tatsächlich notwendig war, hätte das Opfer, das die vielen unschuldigen Menschen gebracht haben, in gewisser Hinsicht einen »Sinn« gehabt.

Doch der Stand der diesbezüglichen wissenschaftlichen Forschung ist kontrovers und geht teilweise in eine andere Richtung. Der amerikanische Historiker Gar Alperovitz sprach 1965 diesbezüglich sogar vom »Hiroshima-Mythos«.¹⁶ Das heißt nicht, dass Japan an der Entwicklung, die zum 6. und 9. August 1945 führte, unschuldig war. Japans Schuld ist unbestritten und soll hier in keiner Weise relativiert werden. Aber es heißt, dass es nicht wahr ist, dass die Atombombe eingesetzt wurde, weil nur so Millionen von Menschen vor dem Tod bewahrt werden konnten.

Was uns *Deutsche* an dieser Sache jedoch zutiefst nachdenklich stimmen sollte, ist zweierlei: 1.) Vielleicht hat uns die relativ frühe Kapitulation vor einem Abwurf der Bombe auf Mannheim oder Berlin bewahrt, und 2.) der Befehl zum Einsatz der neuen Waffe wurde von Präsident Harry S. Truman im Haus Erlenkamp in Potsdam (im Rahmen der sog. »Potsdamer Konferenz«), also in Deutschland, gegeben.

Wäre das sog. Manhattan-Project, ein militärisches Forschungsprojekt zur Entwicklung von Atomwaffen, früher erfolgreich gewesen oder hätte Deutschland – wie etwa Japan – nicht schon am 8. Mai 1945, sondern einige Monate später kapituliert, hätte es eventuell ein deutsches Hiroshima und ein deutsches Nagasaki geben können.

Die »kleine« Geschichte des japanischen Jungen Shinichi Tetsutani, die ich hier zumindest im Ansatz erzählen wollte, ist uns also näher, als man zunächst meinen könnte – ein Grund mehr, sich in der deutschen Geschichtswissenschaft und vor allem auch in der deutschen Geschichtsdidaktik mehr mit Japan, seiner Kultur und seiner jüngeren Geschichte zu beschäftigen.

¹⁶ Vgl. Gar Alperovitz: *Atomic Diplomacy. Hiroshima and Potsdam. The Use of the Atomic Bomb and the American Confrontation with Soviet Power*. New York 1965, Rev. ed., London 1994; Ders.: *Hiroshima. Die Entscheidung für den Abwurf der Bombe. Aus dem Amerikanischen von Jürgen Bauer*. Hamburg 1995.

